

Die Neue Welt



Nr. 29

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1897

Die Lieder des Volkes.

Von John Henry Mackay.*

Was hilft es, die Bücher der Weisheit zu lesen!
Die Lieder des Volkes gilt's zu versteh'n:
Was ewig Du sein wirst und was Du gewesen,
In ihrem Spiegel wirst Du es seh'n.

Sie sind so einfach, wie Blumen am Raine,
So schlicht, wie des Vogels Gesang im Wald —
Belausche sie einmal beim Tanz und beim Weine,
Belausche sie achtsam, wie süß das schallt!

* Aus „Wiedergeburt“, Berlin, S. Fischer, 1896.

Du tauchst in ein Bad und kühlst Deine Glieder,
Es lauscht Dein Ohr, weil es lauschen muß —
Das sind Deines Volkes unsterbliche Lieder,
Der Weisheit erster und letzter Schluß!“ —

So sprach er, wie träumend im ruhlosen Schlafe,
Wie wehrend hob er die blutende Hand,
Und schleppte erwachend — ein ewiger Sklave —
In ärmlicher Freude sein Feltengewand . . .

Auf der Walze.

Aus den Papieren eines Fechtbruders. Von F. Niebed.

(Fortsetzung.) Sechstes Kapitel.
Große Wendungen.

Ach, daß es so gekommen war! — Wir grollten unserem Fechtschulmeister nicht; sein Andenken stand bei uns in Ehren; wir empfanden eine lebhafteste Dankbarkeit für ihn und dachten mit Bedauern an die blutige Schlacht und unseren glorreichen Sieg. Denn dieser Mann war uns ein Retter gewesen aus schwerer Noth; wir wären bei der Unfähigkeit, uns einen Bissen Brot zu verschaffen, vielleicht elend zu Grunde gegangen. Er hatte unseren Hunger gestillt und hatte seines freiwillig übernommenen Schulmeisteramtes so gründlich und gediegen gewaltet, daß ich im Zeitraum einer einzigen Lehrstunde die schwierige Kunst des „Dalsens“ begriffen hatte. Wir brachten nicht mehr zu hungern; wir verstanden es, von den Bauern unseren Tribut zu fordern. Ich war nun selbst Schulmeister, und Franz bewährte sich als gelehriger Schüler.

Freilich, solches Talent und solche Gewandtheit zur Kunst, wie sie der Lackirer besessen hatte, besaßen wir nicht, und wir waren bescheiden genug, uns einzugesellen, daß wir sie auch niemals erlangen würden; uns aber genügte es schon, daß wir unterwegs unser Brot fanden.

Vier oder fünf Tage lang trieben wir uns in Niederschlesien umher und gelangten auch in die Bezirksstadt Liegnitz, wo wir vergeblich bei mehreren Meistern um Arbeit anfragten.

Daß wir nirgend Arbeit fanden, erfüllte uns mit Besorgniß. Wir glaubten, daß wir schon sehr weit von der Heimath entfernt seien und ernstlich daran denken mußten, unserer Wanderung ein Ziel

zu setzen. Noch befanden wir uns in der heimathlichen Provinz; vor den angrenzenden Landen begien wir eine heilige Scheu, da wir der Meinung lebten, daß wir noch nicht reif und tüchtig genug seien, uns so weit fort zu wagen.

Nachtquartier suchten wir regelmäßig in großen Dörfern. Waren wir auch keine willkommenen Gäste, so wies man uns doch nicht die Thür, sondern gewährte uns Unterkunft — bald im Pferdestall, bald auf dem Strohboden, zumelst aber in der Schänke, wo ein Lager von Stroh für uns hergerichtet wurde.

Einmal in der Abenddämmerung gingen wir durch einen stillen Wald. Die Luft war mild und aromatisch, wie am Ende eines sonnenvollen Mat-tages. Und ein Frieden war im Walde — so weich, so heimathlich traut, so erinnerungsfähig, daß mir todesbang um das Herz wurde. Im Sturme jancht ein heimathloses Herz; es schwillt in Thatenlust und saßt in kühnem Drange den heiligen Entschluß, sein Glück, seinen Frieden zu erkämpfen; doch wenn die Lüfte schweigen und die Natur in sanfter Feterabend-stille ruht, dann muß es weinen.

Fern in den Bäumen stödete ein Vogel. Der Frühling war nun wirklich gekommen. Franz bückte sich und pflückte ein Kränlein vom Boden. Zum ersten Male, daß er den Frühling wahrte, bis dahin war er, immer nur beherrscht von den Sorgen des Tages und von der düsteren Frage, was die Zukunft bringen werde, achtlos an ihm vorbeigegangen. Der Frühling ist ein mächtiger Bezwingen; er überwältigt mit seiner Zauberkrast auch die trostloseten Gemüther und zwingt sie in seinen Bann.

„Wie Alles schon wächst!“ sagte Franz. „Das ist ein Blaubeerstrauch. Weißt Du noch, im Herbst, wo wir in den Blaubeeren waren?“

„Ja, ich weiß. Deine Schwestern waren dabei.“
„Was mögen sie jetzt machen?“ fuhr er fragend fort. „Sie denken gewiß an mich. Wenn ich doch zu Hause wäre!“

Das Heimweh ergriff ihn mit solcher Urganwalt, wie nie zuvor; er begann laut zu weinen und klagte mich an, daß ich ihn so weit fortgeführt habe.

Der Wald war zu Ende und der Weg machte eine plöbliche Biegung; wir schritten an einem grünen Abhange dahin. Auf einmal blieben wir überrascht stehen. Unseren Blicken bot sich ein seltsam schöner Anblick dar. Drunten im Thale lag, vom Abend-schein umflossen und umkränzt von dunklen Höhen, ein Städtchen. Aus dem bunten Gewirr der Dächer ragten zwei Thürme empor und hoben sich hellfarbig ab von dem schwarzen Hintergrunde des Bergwaldes. Das Ganze bot einen Anblick dar, der mich an ein Bild erinnerte, das ich einst in meiner Kindheit gesehen und das einen gewaltigen Eindruck auf mich gemacht hatte. Jenes Bild trat mir deutlich vor die Seele. Eine Nachbarin hatte es als Prämie zu einem Veferungswerke erhalten und einrahmen lassen. Das Bild hieß: „Die Insel der Glückseligkeit.“ Ich weiß nicht, war es der Reiz des Bildes, oder die märchenhafte Unterschrift, oder beides zusammen, was in der Knabenbrust so seltsame, phantastisch-schöne Empfindungen, so unendliche Sehnsucht wachrief. Oft in einsamen Stunden ersahen mir das bunt-prächtige Gemälde vor Augen — die hellen Matten, das dunkle Grün, die üppige Baumwelt, die in allen Farben schillernden Blumenheiden, die stillen, blauen Wasser und die weißen Häuschen, die gastlich im Hintergrunde schimmerten, und ich bevölkerte diese Insel dann mit glückseligen Männern und wunderschönen Frauen, denen alle Erbärmlichkeiten der sonstigen Welt und hauptsächlich meiner dörslichen Heimath fremd waren.

Nein, das war ein anderes Bild, das ich nun mit sehnsuchtsfeuchten Augen in bezaubernder Wirklichkeit sah; andere Farben und Dinge; anderes Licht, anderer Ton und anderer Rahmen, und doch wirkte es mit seiner lockenden Vertraulichkeit und seiner sanften Heimwehstimmung so überwältigend auf die

nach einem unbestimmten Friedensglück hangende verlassene Seele, wie jenes Bild der Jugendtage: „Die Insel der Glückseligkeit.“

Schweigend stiegen wir den Berg hinab, und immer grüßte das Städtchen zu unseren Füßen und lockte und lachte so freundlich, als ob es sagen wollte: „Hier müßt Ihr weilen, und Ihr werdet glücklich sein!“

Das erste Gebäude, an dem wir vorbeizogen, war ein prunkvoll aussehendes Gasthaus, das den stolzen Namen „Zum deutschen Kaiser“ führte. Dann führte die Straße über einen geräumigen, von Häusern umgebenen sandigen Platz hinweg, der wohl zu Marktzwecken dienen mochte, und sie leitete uns in eine lange, gekrümmte Gasse. Auf schmale, alterthümlich unebenem Bürgersteige gingen wir entlang an niederen Wohnstätten, die mit ihren kleinen, aller Prahlerei baaren Schildtafeln den Eindruck erweckten, als würden in ihnen ganz in Gemächlichkeit und solider Bediegenheit allerlei Kleinindustrien und Handelsgeschäfte betrieben. Die Bewohner hatten schon Feierabend gemacht; sie lehnten in ihrer schlichten Werktracht in den Fenstern oder standen mit verschränkten Armen, erzählend, schäuernd und uns neugierig betrachtend, in den Hausthüren; unsere Grüße erwiderten sie mit lauter Stimme. Einige Male aber glaubte ich zu hören, daß sie sich lustig über uns machten und besonders über unsere krummgelaufenen Stiefel spotteten. Von nun an erschien mir ihr Grinsen wie Hohn. Das that mir weh und zerstörte ganz das schöne Phantasiegewebe, das sich in meiner Seele zum Ruhme des von der Natur begnadeten Ortes gebildet hatte. Ich ging fortan mitten auf der Straße, senkte die Augen und wollte nichts mehr sehen — weder die Stadt noch die Menschen. Mir war, als hätte ich eine schwere Enttäuschung erlebt, und als sei mein schönstes Hoffen jäh vernichtet worden. Die ganze Welt erschien mir wieder kalt und rauh und herzlos, und es überkam mich jene Todesbangigkeit, die mich schon wiederholt beschlichen hatte, wenn ich an meine Armuth und Unwissenheit dachte und vor dem Kampfe zitterte, den ich in der Fremde um mein elendes bißchen Leben zu führen hatte.

Ueber einen großen Marktplatz hinweg kamen wir in ein enges Gäßchen; dort stand an einem kleinen Hause in großen Buchstaben zu lesen: „Herberge zur Heimath.“

Franz fühlte sich von dieser Aufschrift heimathlich berührt und schlug vor, in der Herberge zu übernachten; mein Widerwille gegen die Stadt aber war so groß geworden, daß ich am liebsten erst im nächsten Dorfe um Nachtquartier angesprochen hätte. Franz klagte aber über arge Müdigkeit, und so willigte ich zunächst ein, daß er hineingehe und sich nach den Preisen erkundige; auf Grund des Ergebnisses dieser Anfrage sollte dann ein endgültiger Beschluß gefaßt werden.

Während Franz in der Herberge war und ich nach einem zu kurzer Nacht geeigneten Plätzchen Umschau hielt, kam des Weges ein Mann, der in den Händen eine Säge, einen Hobel, einen Hammer und einen Stechbeutel trug. Auch ohne diese Attribute hätte ich in ihm den Kunstgenossen erkannt, die schiefen Beine, die ungleichen Schultern und die mit Leim und Holzstaub gebläute Schürze verriethen ihn. Er war zweifellos ein Meister, und das rißte mir Respekt und Ehrfurcht ein. Ich zog die Mütze und grüßte höflich.

Er blieb stehen, sah mich prüfend an und fragte: „Tischler?“

„Ja wohl!“

„Woher?“

„Kreis Reisse.“

„Papiere?“

„Ja wohl! Bitte schön, Herr Meister!“

„Haben Sie Lust zu arbeiten?“

„Ja wohl, große Lust!“

„Kommen Sie einmal mit; vielleicht werden wir fertig miteinander.“

Ich folgte ihm nach der in der Nähe befindlichen Tischlerwerkstatt. Dort las der Meister mein Gesellenzeugniß und erklärte ohne Weiteres: „Wenn Sie wollen, so bleiben Sie hier! Dort ist Ihre

Hobelbank, und wenn Sie nicht über Nacht in der Herberge bleiben wollen, können Sie auch hier schlafen. Das Bett steht auf dem Boden.“

Ich jubelte im Stillen. Nun war ich Arbeitsgeselle; nun war ich nicht mehr obdachlos und heimathlos! Im Herzen that ich das heilige Gelöbniß, alle Kraft aufzubieten, um mich des Vertrauens würdig zu zeigen, das der Herr Meister in mich zu setzen schien.

Aber mein armer Freund! Was wird er sagen!...

Ich bat den Meister um eine halbe Stunde Urlaub und theilte ihm mit, daß draußen mein Reisegefährte harre.

„Für heute ist Feierabend und Sie können machen, was Sie wollen,“ entgegnete er. „Aber um neun Uhr müssen Sie hier sein, wenn Sie nicht in der Herberge bleiben wollen.“

Mit dem Versprechen, pünktlich zur Stelle zu sein, eilte ich von dannen. Franz stand auf der Straße und hielt ängstlich Umschau nach mir. Er machte mir Vorwürfe wegen meines Verschwindens und nannte mir die Herbergspreise; ich aber unterbrach ihn und erzählte ihm mein Erlebnis. In den ersten Augenblicken war er starr vor Schrecken; doch als ich die Bemerkung machte, daß er nun werde allein wandern müssen, brach er in Thränen aus.

Keines meiner Trostworte übte eine Wirkung auf ihn aus; er weinte immer heftiger, erklärte, daß er keinen Schritt weiter gehen könne, da seine Füße ganz wund und verkrüppelt seien und hat zuletzt mit gefalteten Händen, ich solle ihm meine Stelle abtreten und statt seiner allein weiter wandern. „Du kommst fort, aber ich nicht,“ schloß er.

Sein Schmerz ergriff mich so gewaltig, daß ich sogleich einwilligte und ihn einlud, mit zum Meister zu kommen. Er trocknete rasch die Thränen, mir aber ward nachträglich zu Muth; ich sah alle die Himmel, die mir nach langen Leidestagen endlich die Pforten aufgethan hatten, in Nichts versinken.

Wir trafen den Meister noch in der Werkstatt; ich stellte ihm mit bebender Stimme den Kollegen vor und bat, ihn statt meiner als Gesellen anzunehmen.

Er antwortete schroff und ablehnend und fragte, ob ich etwa zu faul für Arbeit sei. Wenn dies der Fall sei, dann wolle er mir meine Papiere zurückgeben, und wir könnten unserer Wege gehen. Ich wollte mich gegen einen solchen Vorwurf vertheidigen, aber er schnitt mir das Wort ab und sagte: „Entweder Sie bleiben hier, oder Sie gehen! Ich habe Sie angenommen und nicht den Andern.“

Er drehte uns den Rücken zu und öffnete die Thür zum Nebenzimmer; wir aber zogen uns schnell zurück — Franz voran.

Auf der Straße sagte er, daß er bei einem solchen groben Manne nicht arbeiten möchte, und er bat, ich möge mit ihm weiter ziehen. Ich zog ihn nach der Herberge; dort bestellte ich Schnaps, für Jeden eine Suppe und ein Stück Käse. Die warme Suppe verlieh dem unglücklichen Jungen neuen Lebensmuth, und nun war es möglich, ein vernünftiges Wort mit ihm zu reden. Ich sagte ihm, daß das Scheiden doch früher oder später eine bittere Nothwendigkeit sei, und ich versprach ihm fest, mir vom Meister einen Vorschuß zu erbitten und ihm den Betrag als Reisegeld zu geben; ich schenkte ihm auch ein paar leberne Arbeitsschuhe und suchte ihm klar zu machen, daß er in den Schuhen auch wandern könne. Diese Trostgründe halfen; er redete mir nicht länger zu, ihn zu begleiten, sondern fügte sich mit dumpfer Beklemmung in das Unvermeidliche.

Nach dem Abendbrot verabschiedete ich mich und lud ihn ein, den anderen Morgen in die Werkstatt zu kommen.

Der Meister, der ein Grobian und ein wortfarger Herr zu sein schien, führte mich in eine geräumige Bodenkammer, in der ein Bett stand, und übergab mir die Lagerstatt mit den Worten: „Ich hoffe, daß Sie kein solcher Sanigel sind, wie der Vorige; der hat mir das Bett ganz verpestet. Gute Nacht!“

Zum ersten Male seit vielen Tagen lag ich in einem Federbett. Gleichviel, ob es verpestet war — ich machte mir darüber keine Gedanken! In wohliger

Behagen streckte ich die Glieder unter der warmen Decke, dachte an meine liebe Mutter und vergegenwärtigte mir im Geiste, wie sie sich freuen und wie sie erstaunt sein werde, wenn ein Brief ihr die Kunde bringt, daß ich so weit — so weit in der Welt sei und Arbeit gefunden habe. Ich sah sie mit dem Briefe zu den Nachbarn eilen; ich sah, wie der kluge Schuster, in dessen Hause sie wohnt, die Landkarte hervorsuchte, um die geographische Lage der Stadt, in der ich weilte, festzustellen; ich ließ alle meine Wandererlebnisse an der Seele vorüberziehen, wunderte mich fast, daß ich der Held aller der seltsamen Begebenheiten und Abenteuer war, und kam mir als was Rechtes vor — als ein Vursch, der in die Welt paßt. Dann faßte ich wieder die schönsten Entschlüsse für die kommenden Tage und für alle Zukunft, betete dazwischen in der frommen, inbrünstigen Weise, wie ich es stets als guter Christ gethan hatte, und glitt langsam und unmerklich hinüber ins stille Traumland.

Erstes Kapitel.

Der Meister.

„Geda, soll ich Ihnen etwa das Frühstück ans Bett bringen?“

Mit einem Sage war ich aus den Federn heraus, und im Nu steckte ich in den Kleidern. „Ich komme schon, Herr Meister!“

„Ich wills auch hoffen. Bei mir isst nicht Mode, daß ich die Gesellen wecke. Um fünf Uhr früh gehts los.“

Wie ich mich ärgerte, daß ich verschlafen hatte! Was sollte der Meister von mir denken! Er mußte ja schon von vornherein eine schlechte Meinung von mir bekommen!

Ich trat an die Hobelbank. Der Meister machte ein paar Kommoden aus Fichtenholz, und ich mußte ihm behülflich sein. Mit Feuerzifer stürzte ich mich in die Arbeit; ich war entschlossen, mir mein Brod reiblich zu verdienen.

Um sechs Uhr erfolgte die Einladung zum Frühstück. Der Meister hatte den Kaffee selbst gebraut, und zwar auf einem eisernen Döschchen, das in der Werkstatt stand. Zu meinem Unbehagen wurde der Kaffee bitter getrunken. Ich war gewohnt, ihn süß zu trinken, und hatte von jeher eine Abneigung gegen bitteren Kaffee besessen. Wir aßen trockenes Schwarzbrot dazu.

Bei der Frühstückstafel wurden wir gestört durch eine Frau, die laut schluchzend in die Werkstatt trat und einen Sarg bestellte. Der Bedauernswerthen war in der Nacht der Mann gestorben. Der Meister begleitete die Frau, um an der Leiche das Maß für den Sarg zu nehmen. Als er nach einer Weile zurückkehrte, gab er mir den Auftrag, den Sarg zu verfertigen. Ich bekam einen Schreck, denn ich wußte mir keinen Rath, da ich nie eine solche Arbeit verrichtet hatte. Als ich dies dem Meister zugend eingestand, schimpfte er auf meinen Lehrmeister und meinte, Sarg und Wiege seien zwei Dinge, auf die jeder Tischler „eingefuchst“ sein müsse, sonst habe er nicht das Recht, sich Tischler zu nennen. Er begreife nicht, wie man einen Menschen zum Tischlergesellen machen könne, der nicht im Stande sei, einen Sarg zu bauen. Ich sagte ihm, daß in der Werkstatt meines Lehrmeisters nie ein Sarg gemacht worden sei, da dort die Leute die Gewohnheit hätten, ihren Bedarf an Särgen aus den Sargmagazinen zu decken, allein er wick von seiner Meinung nicht ab. Wir machten uns nun daran, gemeinschaftlich das letzte Wohnhaus für den heimgegangenen Erdenpilger zu bauen.

Im Laufe des Vormittags kam Franz, um Abschied zu nehmen. Zag und furchtsam blieb er an der Thür stehen, jeden Augenblick bereit, zu retiriren, falls etwa der Meister grob werden sollte. Aber der Meister begnügte sich damit, ihm keine Beachtung zu schenken. Ich bat den Gestrungen um einen Vorschuß von einer Mark, und zu meiner Verwunderung gab er mir das Geld, ohne dabei ein Wort zu verlieren.

Ich drückte das Marktstück dem Fremde in die Hand, worauf er sich, ohne ein Abschiedswort zu

sagen, entfernte. Die Sprache seiner thränenfeuchten Augen war viel inhaltsreicher, als alle Worte es hätten sein können. Langsam schloß er die Thür und sah mich dabei so starr und bittend an, daß mir der Blick wie ein scharfes Messer in die Seele schnitt. Als ich die Thür noch ein wenig offen hielt und ihm zum letzten Male die Hand drückte, liefen heiße Thränen über seine mageren Wangen und sein ganzer Körper zitterte krampfhaft.

„Leb wohl! Schreibe bald! Und wenn Du in Noth bist . . .“

Der Meister hustete; wir erschrakten Beide; die Thür klappte zu — und ich hatte keinen Kameraden mehr.

Die Stadt hieß Thalungen; wenigstens soll sie hier diesen Namen führen.

Der Meister, zu dem mich das Schicksal verschlagen hatte, war ein Junggeselle, etwa fünf- und vierzig bis fünfzig Jahre alt, und von grämlicher Natur. Er gehörte zu den merkwürdigen Leuten, die nicht lachen können und denen es schwer fällt, ein freundliches Wort zu reden. Schon in den ersten Tagen merkte ich, daß er kein großer Freund vom vielen Arbeiten war, doch bezog sich diese Charaktereigenschaft lediglich auf seine eigene werthgeschätzte Person. Von mir verlangte er den allergrößten Fleiß, und er hatte die entsetzliche Gewohnheit, mich fortwährend durch Zurufe anzufeuern. Sein Lieblingsausruf war: „Schlafen Sie nicht ein!“ und ich bekam diese drastische Ermahnung auch dann zu hören, wenn ich mit dem Aufgebote aller Kräfte und mit voller Hingabe an die Arbeit thätig war. Zur Abwechslung sagte er dann und wann auch: „Fangen Sie keine Gedankenmücken!“ oder „Werden Sie mir nicht starr!“ oder er fragte höhnisch: „Soll ich Leinöl bringen?“ Dieser geheimnißvollen Frage gab ich die Deutung, daß mein Dämon dabei an das Einschmieren meiner Glieder dachte, um sie gelenkiger zu machen. Ungefähr ein Duzendmal des Tages begann er plötzlich mit geradezu wahnwitziger Eile zu arbeiten; der Hobel flog dann mit einer Schnelligkeit und Kraft über das Holz, daß ich glaubte, er müsse Feuer fangen; die Säge ächzte und kreischte vor Schreck, und die ganze Hobelbank gerieth in tanzende Bewegung. Dabei verwünschte er die „verdammte faule Schlenkerei“ — was natürlich mir galt — und sah mich forschend an, ob ich das großartige Beispiel des Fleißes und der Regsamkeit richtig nachahmte. Gewöhnlich eine Minute oder zwei hielt er aus; dann überwältigte ihn die angeborene Trägheit und er stürzte zum Ofen oder in sein Wohnstübchen, als sei ihm plötzlich eingefallen, daß er dort wunderwichtige Dinge zu verrichten habe; in Wirklichkeit suchte er nur mit Anstand von der Hobelbank fortzukommen. Wollte er in seinem an der Werkstatt angrenzenden Stübchen, so pflegte er ganz unhörbar die zu solchem Zwecke sorgfältig eingeölte Thür zu öffnen, in der Hoffnung, mich beim Müßiggange zu überraschen; desgleichen kam er, wenn er von einem Ausgange heimkehrte, ganz leise und behutsam angeschlichen, so daß ich ihn nicht hören sollte, und er riß dann jäh die Thür auf. Zwar gelang es ihm nicht, mich beim Müßiggang zu ertappen, da ich aus eigenem Antriebe unermüdet arbeitete, allein er mochte sich mit dem Gedanken trösten, daß ich in Folge seines Manövers gezwungen sei, stets vor ihm auf der Hut und somit bei der Arbeit zu sein. Zum Ueberflus prüfte er jedesmal nach seiner Heimkehr genau, was ich in seiner Abwesenheit geleistet hatte, und jedesmal mußte ich den Vorwurf hören, daß ich faul gewesen sei. In den ersten Tagen erschien mir dieser Zustand so unerträglich, daß ich bereits ernstlich den Gedanken erwog, wieder zum Wanderstabe zu greifen; allmählig aber gewöhnte ich mich daran, wie ich mich auch an den bitteren Kaffee gewöhnte.

Ich hatte geglaubt, in Thalungen sei die schöne Sitte, den Trank der Bedante durch Zucker zu versüßen, unbekannt; allein ich sollte angenehm überrascht werden. Am Tage des Herrn nämlich, an dem die Christenheit von jeher schmelgerischer lebt, als an Wochentagen, legte der Meister neben jede Kaffeetasse ein Stückchen Zucker von der Größe einer

normalen Haselnuß. Am ersten Sonntage warf ich in meiner Unvernunft die süße Gabe in den Kaffee, der dadurch natürlich von seiner Bitterniß nicht viel verlor; an allen darauf folgenden Sonntagen jedoch verwerfete ich sie nach dem Beispiel des Meisters, der sie in den Mund steckte, zwischen Unterlippe und Unterkiefer klemmte und dadurch die großartige Wirkung erzielte, daß ihm auf billige Art das ganze Frühstück versüßt wurde.

(Fortsetzung folgt.)



Der Suezkanal.

Von P. M. Grempe.

Unter den mannigfachen gigantischen Bauwerken, den gewaltigen Leistungen menschlichen Geistes und andauernder Arbeit des neunzehnten Jahrhunderts nimmt unzweifelhaft die Herstellung des Suezkanals mit die erste Stelle ein. Der Gedanke, durch eine Verbindung des Rothen Meeres mit dem Mittelmeer eine Verkehrsstraße von eminenter Bedeutung zu schaffen, ist zwar uralte, aber es ist das unsterbliche Verdienst der Kinder unserer Tage gewesen, ihn in einer bis dahin kaum für möglich gehaltenen, großartigen Art und Weise zur Ausführung gebracht zu haben.

Die Lösung dieses Problems, das Jahrtausende die Menschheit beschäftigte, wurde nach den Berichten von Strabo und Plinius zuerst von Ramses II., der von 1394—1328 v. Chr. lebte, versucht, indem er einen Arm des Nils zum Rothen Meere verlängern ließ. Zu dieser Arbeit wurden die Juden in großer Zahl verpflichtet, ebenso zur Erbauung zweier Städte, Pithem und Ramses, an den Ufern des Kanals. Die infolge solcher Frohnarbeiten entstehende Unzufriedenheit gab den Juden Veranlassung zu großen Auswanderungen. Es läßt sich aus den spärlichen Berichten nicht feststellen, ob der König Ramses durch diesen Kanal nur einen Abzug für die Ueberschwemmungen des Nils oder eine Bewässerungsanlage bezweckte; möglich auch, daß hauptsächlich militärische Zwecke, wie der Transport von Truppen und Proviant, in Betracht kamen. Die Vermuthung, König Ramses III. hätte diesen Kanal zu einem großen Verkehrsweg für seine vierhundert auf dem Rothen Meere schwimmenden Kriegsschiffe erweitert, ist bis heute als unerwiesen zu betrachten.

Necho II. (609—595 v. Chr.) soll nach Herodot den Bau des Kanals abermals begonnen haben; eine Arbeit, bei der angeblich 120 000 Ägypter das Leben einbüßten. Dem König Darius Hystaspes, der hundert Jahre später lebte, wird dann die endliche Vollendung des Werkes zugeschrieben. Allerdings bestreiten dieses Strabo und Diodorus Siculus, die anführen, Darius sei durch die Prophezeiung einer Ueberschwemmung des Landes durch das Rothe Meer vor der Vollendung des Kanals gewarnt und zurückgehalten worden. Nach Plinius soll nun Ptolemäus II. Philadelphus (285—247 v. Chr.) diesen Schiffahrtsweg in einer Länge von 97 Kilometern erneuert, vollendet und mit Schleusen versehen haben. Ähnlich sagt Herodot, man habe eine Fahrt von vier Tagen gebraucht, und die Breite des Kanals habe zwei Dreierdern die Fahrt nebeneinander gestattet. Durch archäologische Untersuchungen hat man nun festgestellt, daß die Breite eines solchen Fahrzeuges in der Wasserlinie etwa 4,5 Meter betrug. Mithin scheint Strabos Angabe, der Kanal sei 100 Ellen breit gewesen, ebenso glaubhaft wie die, daß die Tiefe selbst großen Lastschiffen die Passage gestattet habe. Als aber im Jahre 31 v. Chr. Kleopatra nach der Schlacht von Actium ihre Schätze auf Schiffen durch den Kanal in das Rothe Meer bergen wollte, war er schon so versallen, daß einige der Fahrzeuge in ihm stecken blieben. Der Kaiser Trojan oder Hadrian, wie auch der Araber Amru, ein Eroberer Ägyptens, ließen ihn um 640 n. Chr. bedeutend verbessern. Jedoch im Jahre 767 wurde auf Befehl des Kalifen Almansor, militärischer und handelspolitischer Interessen wegen, die Zuschüttung

des Kanals vorgenommen. Damit war aber den auf der Landenge liegenden Bitterseen die Zufuhr frischen Wassers abgeschnitten. Nach und nach lagerte sich infolge der Verdunstung das Salz dieses Seewassers in einer Stärke von 5 bis 6 Metern ab, und nahm endlich bei einer Breite von 5,5 Kilometern eine Ausdehnung von 11 Kilometern an. Vergeblich planten mehrere türkische Sultane einen Neubau des Kanals; ebenso kam das Projekt des kühnen Mamelukenanführers Ali-Bei, das Rothe Meer mit dem Mittelmeer durch eine direkte Fahrstraße ohne Benutzung des Nils zu verbinden, nicht zur Ausführung.

Der Scharsblick Napoleons I. erkannte sofort die großen Vortheile des Suezkanals. Auf sein Betreiben wurde 1798 eine Expedition unter Leitung des Ingenieurs Lep're zur Erforschung des Terrains ausgerüstet. Aber Widerwärtigkeiten aller Art stellten sich dieser Expedition in ihrer dreijährigen Thätigkeit entgegen. So bot die Beschaffung von Trinkwasser und Lebensmitteln bei dem Mangel geeigneter Transportgelegenheiten große Schwierigkeiten, und nicht weniger als sechs Mal mußte Lep're mit seinen Kollegen infolge mangelnden Trinkwassers oder feindlicher Bedrohungen die Flucht ergreifen. Daher ist es denn leicht erklärlich, daß das Ergebnis ihres Nivellements, welches eine Länge von 193 Kilometern umfaßte und einen mittleren Niveauunterschied von 9,908 Metern feststellte, ein falsches war. Aber damals schon erhoben gegen die Nichtigkeit dieses Resultats Männer wie Laplace und Fourier Protest. Die später unter Mehemed-Ali von Metternich veranlaßte internationale Kommission zur Aufnahme eines neuen Nivellements stellt denn auch eine fast gleiche Höhe der beiden Meeresspiegel fest. Die Nichtigkeit dieses Nivellements wurde durch sieben weitere Expeditionen, die sich bis in das Jahr 1856 hinziehen, bestätigt.

Als 1831 der französische Ingenieur Lesseps in Alexandria in Quarantaine lag, hatte er zufällig die Mittheilungen seines Landsmannes Lep're über den Plan eines Suezkanals in die Hände bekommen und sich schon damals für die Idee interessiert. Aber erst 1854 erhält er durch die Aufforderung des Bizetkönigs Mohamed-Said von Ägypten zur Einreichung eines Projekts Gelegenheit, den ersten Schritt zur Ausführung zu unternehmen.

Vom Dezember 1854 bis zum Januar 1855 leitete Lesseps in Begleitung der beiden Ingenieure Mongol-Bei und Linant-Bei eine Expedition, die zur Besichtigung und Erforschung des Terrains eine Strecke von 217 Kilometern zurücklegte. Nachdem die zwei ägyptischen Ingenieure im März ihre Vorstudien beendet, unterbreiteten sie ihr Projekt einer mittlerweile aus den bedeutendsten Fachmännern fast aller Nationen gebildeten internationalen Kommission. Diese sandte noch im November desselben Jahres fünf ihrer Mitglieder nach der Landenge von Suez, zur Prüfung des Projekts an Ort und Stelle. Hier wurde zunächst durch Bohrungen, die überall aus einer bestimmten Tiefe Seemuscheln zu Tage förderten, welche noch heute sowohl im Rothen Meer als auch im Mittelmeer vorkommen, der vorhistorische Zusammenhang der beiden Meere nachgewiesen. Dadurch aber, daß diese Kommission nicht nur die vollständig gut erhaltenen Spuren der letzten Expedition unter Lesseps, sondern auch die Lagerstätten einer französischen und österreichischen Brigade vom Jahre 1847 auffand, konnte sie die Unrichtigkeit einer weitverbreiteten Ansicht nachweisen, welche ein häufiges Vorkommen großer Sandverwehungen auf der Landenge von Suez annahm.

Gestützt auf diese Ansicht wurde damals behauptet, der Kanal sei, vorausgesetzt, daß es überhaupt gelänge, ihn fertig zu stellen, immer von der Gefahr allmählicher Versandung bedroht, und die Kosten einer entsprechenden dauernden Ausbaggerung würden zu groß sein, als daß er sich rentiren könnte. Ein weit verbreiteter Irrthum war auch der, daß der Boden durchweg aus Gestein bestehen würde. Da nun der Bohrer Thonarten von Suez bis zu den Bitterseen und von diesen bis zu der Mündung von Pelusien Sand zu Tage förderte, konnte sich diese Meinung nicht mehr halten. Vielen Vorurtheilen

wurde durch solche Feststellungen der Boden entzogen und damit dem Unternehmen manches Hinderniß aus dem Wege geräumt.

Die internationale Kommission nahm darauf im Großen und Ganzen das Projekt der Ingenieure Mongol-Bei und Linant-Bei an. Jedoch wurde die vorgeschlagene Tiefe von 6,5 Meter auf 8 Meter und die zwischen 60 bis 100 Meter schwankende Breite des Kanals auf durchweg 80 Meter festgesetzt; außerdem verwarf man die in Aussicht genommenen Schleusen bei Suez und Pelusien. Die Richtung des von Suez ausgehenden und bei Pelusien mündenden Kanals änderte man insofern, als die Mündung weiter westlich nach Port-Said verlegt wurde. Dadurch konnten die Bitterseen, der Timsahsee und, nach Durchschneidung des Plateaus von El-Guisr, auch der Ballahsee benutzt werden. Erwähnt mag hier noch werden, daß der Oesterreicher Negrelli schon 1847 eine fast gleichartige Lösung des Problems vorgeschlagen hatte. Dagegen hätte die Ausführung des Kanals nach einem Projekt des Franzosen P. Talabot dem natürlichen Bewässerungssystem des Nils bedeutenden Schaden zugefügt. Der Kanal des Letzteren würde außerdem eine Länge von 400 Kilometern gebraucht haben, wohingegen diese durch den zur Ausführung gekommenen Plan auf 161 Kilometer reduziert worden ist. Nach dem Vorausschlag waren 74 Millionen Kubikmeter, bei einem Kostenaufwand von 180 Millionen Francs und einer Arbeitsdauer von sechs Jahren, zu bewältigen. Die internationale Kommission erhöhte die Anzahl der Kubikmeter auf 96 Millionen und schätzte die Kosten auf 225 Millionen Francs.

Am 5. Januar 1856 erhielt Vesséps vom Vizekönig von Egypten eine vom Tage der Eröffnung des Kanals auf 99 Jahre gültige Konzession; außerdem verpflichtete sich dieser zur unentgeltlichen Ueberlassung des nothwendigen, nicht im Privatbesitz befindlichen Grund und Bodens. Dafür soll der Kanal nach Ablauf der Zeit, gegen eine Entschädigung für das Betriebsmaterial u., in den Besitz der ägyptischen Regierung übergehen.

Von den seitens der inzwischen gegründeten Gesellschaft für den Bau des Suezkanals zunächst ausgegebenen 400 000 Aktien von je 500 Francs übernahm der Vizekönig einen großen Theil und verpflichtete sich endlich noch zur Stellung von 20 000 Fellaharbeitern.

Vesséps entwickelte eine großartige Thätigkeit durch Uebernahme der Organisation sämtlicher zur Ausführung des Unternehmens nothwendigen Institutionen. Schon am 25. April 1859 hatte er alle Vorbereitungen soweit erledigt, daß bei Port-Said mit dem ersten Spatenstich der Beginn dieser gigantischen Arbeit eingeleitet werden konnte. Die Schwierigkeiten der Ausführung waren um so größer, als nicht nur die Kohlen, alles Material und Werkzeug, sondern auch sämtliche maschinellen Vorrichtungen aus Europa bezogen werden mußten. Aber auch außergewöhnliche Unglücksfälle erschwerten das Unternehmen. So scheiterte z. B. ein von Marseille kommendes Schiff, das dringend gebrauchte Maschinen bringen sollte.

Die Bauverwaltung hatte die schwierige Aufgabe, dafür zu sorgen, daß die Arbeiter in der Wüste mit Nahrungs- und Genußmitteln, sowie Gebrauchsgegenständen jeder Art versorgt wurden. Sie beschäftigte im Jahre 1862 allein mit dem Transport des nöthigen Trinkwassers täglich 1600 Kameele. Da dieses einen Kostenaufwand von 8000 Francs pro Tag bedeutete, so wurde versucht, durch große Destillirmaschinen das Wasser des Meeres salzfrei zu machen. Doch fielen die Versuche ziemlich erfolglos aus, da dieses Wasser nur ungern getrunken wurde. Infolge vielen Regens wurden die den Arbeitern als Wohnung zur Verfügung gestellten Zelte undicht, und man sah sich genöthigt, sie durch Holzbaracken zu ersetzen. Die zur Ausgabe der mannigfachen Gebrauchsgegenstände längs des Kanals errichteten Stationen vergrößerten sich durch die Niederlassung von Handwerkern und Kaufleuten zu bedeutenden Städten. Durch den Verkehr von dreißig Schiffen zwischen Marseille und Alexandrien war eine regelmäßige Post eingerichtet, welche ihre Er-

gänzung für eilige Nachrichten in einer 300 Kilometer langen Telegraphenlinie fand.

Die Gesellschaft zur Erbauung des Suezkanals hatte auch noch die Verpflichtung übernommen, einen Süßwasserkanal von Suez nach Ismailia bis zum 29. Dezember 1863 herzustellen. Um diesen Termin einhalten zu können, arbeiteten in der letzten Zeit 15 000 Menschen daran. Bis dahin hatten in Suez drei Gimer Trinkwasser etwa 100 Francs gekostet; nun, da dieses wichtige Lebenselement in genügenden Mengen vorhanden war, stieg die Einwohnerzahl in kurzer Zeit von 3000 auf 12 000 Seelen.

Wird durch das Zusammenströmen so vieler Menschen — es wurden im Ganzen 25 000 Arbeiter beschäftigt — in der heißen Zone schon an und für sich das Ausbrechen epidemischer Krankheiten begünstigt, so nahm es kein Wunder, daß die Cholera im Sommer des Jahres 1865 auch hier zahlreiche Opfer forderte. Da die ägyptische Regierung die gestellten Fellaharbeiter mittelmäßig zurückgezogen hatte, so wurden zu der Zeit etwa 8000 Europäer beschäftigt, von denen der größte Theil aus Furcht vor der gefährlichen Krankheit flüchtete. Dieser Zwischenfall traf das Unternehmen um so unangenehmer, als schon der 15. August desselben Jahres als Eröffnungstermin für den Theil des Kanals von Port-Said bis Ismailia bestimmt war. Alles wurde aufgehoben, so daß es gelang, die Strecke am festgesetzten Tage zu eröffnen. Ein von Port-Said kommender Kohlentransport fuhr, nachdem er den Timsahsee passirt, mit Benutzung des Süßwasserkanals nach Suez. Damit war die erste Verbindung beider Meere hergestellt.

Die erwähnte Zurückziehung der Fellaharbeiter nöthigte die Gesellschaft, durch größere Verwendung von Maschinen den Verlust dieser menschlichen Arbeitskräfte auszugleichen. Verschiedene Verbesserungen der Bagger erhöhten deren Leistungsfähigkeit so bedeutend, daß jeder der 60 Riesebagger täglich 1200 bis 1500 Kilometer ausheben konnte. Im Jahre 1868 wurde durch die Maschinen, unter welchen sich 15 Lokomotiven, 60 Lokomobile, 109 Dampfer, 18 Elevatoren u. befanden, eine Arbeit von 22 000 Pferdekraften geleistet. Am 1. Juni dieses Jahres waren erst rund 42 Millionen Kubikmeter bewältigt. Bei Anstrengung aller Kräfte und Nacharbeit der Bagger gelang es, in den letzten 18 Monaten 32 Millionen Kubikmeter zu fördern. Der Vorausschlag von 96 Millionen Kubikmetern wurde von den wirklich ausgehobenen 74 112 130 Kubikmetern nicht erreicht, trotzdem aber war die veranschlagte Arbeitsdauer von sechs Jahren bedeutend zu niedrig geschätzt. Die Kosten des Kanals stellten sich auf 427 Millionen Francs.

Im März 1869 war man endlich mit den Arbeiten so weit, daß man mit der Anfüllung der Bitterseen beginnen konnte. Um eine Zerstörung der Dämme zu verhüten, waren für die zuerst aus dem Mittelmeer als auch später aus dem Nothen Meer einströmenden Wassermassen Regulirvorrichtungen geschaffen. Dadurch war es ohne Beschädigungen möglich, in dieses Riesensassin von drei Quadratmeilen Flächenausdehnung und 1500 Millionen Kubikmeter Inhalt im Laufe von fünf Monaten täglich 4—5 Millionen Kubikmeter Wasser zu lassen. Zur Beleuchtung des Kanals wurden in den Bitterseen zwei zwanzig Meter hohe Leuchtbürme und an vier anderen wichtigen Stationen solche von 48 Meter Höhe aufgestellt.

Als am 16. November 1869 die feierliche Eröffnung des Suezkanals stattfand, trafen sich hier zu der Einweihung dieses gewaltigen Werkes friedlicher Kultur die Vertreter fast aller Nationen.

Heute ist man sich darin einig, daß der Kanal alle berechtigten Erwartungen voll und ganz erfüllt hat. Seitdem elektrische Beleuchtung für die Nacht eingeführt ist, hat sich die Durchfahrtsdauer stetig vermindert, so daß sie im letzten Jahre durchschnittlich 16 Stunden 18 Minuten betrug, 23 Minuten weniger als im Jahre 1894. Die ganz bedeutende Zeitersparniß ist auch die Ursache, daß die Zahl der Schiffe, die diesen wichtigen Verkehrsweg trotz der hohen Benutzungsgebühren benutzen, im Laufe der Jahre ununterbrochen gestiegen ist. Im Jahre 1895

passirten den Kanal 3434 Schiffe — darunter 314 deutsche — mit 216 938 Passagieren. Die Einnahmen betrugen 78 426 000 Francs, 4 299 000 mehr als im vorhergehenden Jahre. Nach Abzug aller Unkosten u. verblieb ein Reingewinn von 3 172 000 Francs, was für die glücklichen Besitzer der Aktien im Pariwerthe von 500 Francs eine Dividende von 92,5 Francs bedeutet.



Bu spät.

Aus dem Französischen. Von Carpin.

Es giebt Erinnerungen, die im höchsten Grade fatal sind, und die wir doch beim besten Willen nicht los werden können. Unangenehme Situationen, die wir durchgemacht haben, eine gesellschaftliche Taktlosigkeit, die wir uns haben zu Schulden kommen lassen, treten plötzlich wieder vor unsere Seele und zwingen uns die Schamröthe ins Gesicht. Ein Unrecht, das wir begangen haben, taucht nach Jahren wieder in unserem Gedächtnisse auf; noch peinlicher aber wirkt bisweilen die Erinnerung an eine aus irgend einer Laune unterlassene Wohlthat, namentlich, wenn wir uns bemüht sind, durch diese Unterlassungssünde den Untergang eines Menschen herbeigeführt oder wenigstens beschleunigt zu haben. „O hilf, so lang du helfen kannst,“ tönt mir jetzt fortwährend in den Ohren, seitdem ich einen Unglücklichen, der sich an mich als letzten Rettungsanker angeklammert hatte, in einem Gefühle des Mißbehagens von mir gestoßen und in den Tod getrieben habe. Drei Jahre sind nummehr seit jenem verhängnißvollen Abend verstrichen. Fast täglich erinnere ich mich daran, und lebhafter wie je stehen heute alle Einzelheiten unserer ersten und letzten Unterredung vor meinem geistigen Auge.

Ich hielt mich zur Zeit, nachdem ich verschiedene andere europäische Hauptstädte besucht hatte, zu meinem Vergnügen in Berlin auf. Eines Abends begab ich mich nach dem in der Kaisergalerie-Passage gelegenen Café, woselbst meine vorübergehend in der deutschen Reichshauptstadt sich aufhaltenden Landsleute mit Vorliebe zu verkehren pflegen. Ich traf jedoch keinen Bekannten und da die Betrachtung der aus dem gegenüberliegenden Wachsfigurenabmet aus- und einströmenden und vor dem Schaufenster sich stauenden Menschenmenge mich allmählig zu langweilen begann, vertiefte ich mich in die Lektüre einer französischen Zeitung — wenn ich nicht irre, war es das „Journal des débats“. Besonders fesselte mich ein die Privatwohlthätigkeit behandelnder Artikel, worin vor Betrügnern, die sich in der Fremde unter der Larve von nothleidenden Landsleuten an uns heranbrängen und das gespendete Almosen zu wüsten Orgien verwenden, in eindringlichster Weise gewarnt wurde. „Die wahrhaft Armen“ — so lautete das Resümé der Abhandlung — „sind viel zu peinlich auf die Wahrung ihrer Würde bedacht, um die Hand nach einem Almosen auszustrecken.“

Das Café hatte sich mittlerweile geleert. Ich zog meine Uhr heraus; sie zeigte auf Mitternacht. Ich bezahlte meine „Schale Haut“ und war im Begriffe, mich zu entfernen, als das Benehmen eines jungen Mannes mir auffiel. Offenbar hatte er die Absicht, sich mir zu nähern, sah mir auch zu wiederholten Malen scharf ins Gesicht, als ob er sich erst vergewissern wolle, einen alten Bekannten in mir wiedergefunden zu haben, rebete mich aber nicht an. Kaum hatte ich mich jedoch erhoben und war in die hell erleuchtete Friedrichstraße eingebogen, als ich plötzlich dicht hinter mir Jemanden die Marcellaise pfeifen hörte. Ich wandte mich um; mir auf dem Fuße folgte der Unbekannte aus dem Café. Mergelich über diese Aufdringlichkeit, beschleunigte ich meine Schritte, Jener jedoch ebenfalls. An dem durch das elektrische Glühlicht wie in ein Flammenmeer getauchten Kreuzungspunkte der Leipzigerstraße holte er mich ein und, indem er mit ausgesuchter Höflichkeit seinen Hut küßte, rebete er mich im reinsten Französisch an: „Ich bitte tausend Mal um Entschuldigung, Sie sind doch aus Sedan, mein Herr?“



Antigone. Nach einem Gemälde von E. Teichendorf.

„Sie täuschen sich, mein Herr!“ lautete meine ebenso kurze wie barsche Antwort.

„Ach, verzeihen Sie, aber Sie sehen einem Herrn aus meiner Heimath so ähnlich.“

Anstatt sich nun zu entfernen, begann er, mir von Berlin, seinen Einwohnern, Theatern, Konzerten usw. zu erzählen. Er sprach recht fließend und gewandt, ohne jegliche Befangenheit. Ich muß offen gestehen, daß seine elegante und witzige Rede-weise mich für ihn einnahm. Ich tauschte mit Vergnügen den Lauten meiner Muttersprache. Ich gerieth in eine recht behagliche Stimmung, während wir so die Potsdamer Straße entlang schlenderten; es wurde mir ganz warm ums Herz.

Da plötzlich erfaßte mich ein Bedenken; der unangenehme Zeitungsartikel kam mir wieder in den Sinn. Ich beschloß, auf meiner Hut zu sein und mich nicht von dem ersten besten Unbekannten über-übelpeln zu lassen. Der Abenteuerer, der mich auf so unverfrorene Weise angedredet hatte, sollte sehen, daß er nicht gerade auf einen besonders leichtgläubigen Landsmann gestoßen sei. Derartige Gedanken durchkrenzten mein Gehirn. Ich hörte nur noch flüchtig zu.

Zu seinem Unglück machte mir der Fremde gerade in diesem Augenblick das Anerbieten, mir als Cicerone bei der Besichtigung von Museen, Schlössern usw., sowie überhaupt als Begleiter bei meinen Streifzügen in die Umgegend zu dienen. Mit schlichter Stimme fügte er hinzu: „Ich bitte Sie dringend, gehen Sie auf meinen Vorschlag ein. Ich will ja nur für einige Tage zu essen haben, Geld verlange ich garnicht für meine Bemühungen.“

Ich beobachtete ihn genauer. Die Blässe seines Gesichtes befreundete mich, indes redete ich mir in meinem Mißtrauen ein, sein augenblicklich so leidendes Aussehen rühre von einem Reflex des Gaslichtes her.

„Ich brauche keinen Reisebegleiter!“ antwortete ich kurz und bündig.

Er schwieg einen Augenblick; dann fing er wieder mit von Thränen erstickter Stimme an: „Meine Eltern sind arm. Jeden Monat schicken sie mir zwanzig Francs zu meinem Unterhalte. Mehr können sie mir nicht schicken. Ich bin der Älteste von zehn Geschwistern. Diesen Monat habe ich noch nichts erhalten.“

„Weshalb arbeiten Sie nicht?“ fragte ich ihn.

„Ich gebe mir alle erdenkliche Mühe, aber es will mir beim besten Willen nicht gelingen, Privatstunden zu erlangen. Es giebt zu viel Franzosen hier, die davon leben. Wenn ich nur die Reisekosten hätte, würde ich mit Freuden in meine Heimath zurückkehren. Vielleicht würden Sie die Güte haben —“

„Aha,“ dachte ich, „auch so ein augenblicklich in Verlegenheit befindliches Individuum, das nur darauf lauert, mitleidige Menschen hineinzulegen. Da soll er gerade an den Nichtigen gekommen sein.“

Da ich nicht antwortete, fuhr er voller Verzweiflung fort: „Borgen Sie mir doch nur einige Groschen, damit ich nicht im Freien übernachten brauche und morgen früh meinen Hunger stillen kann. Seit drei Tagen habe ich keinen Bissen im Munde gehabt. Bei meiner Ehre“ — bei dieser Gelegenheit nannte er mir seinen Namen, Jacques Baudin — „verspreche ich Ihnen —“

Ich wollte nichts weiter hören und mit Riesenschritten entzog ich mich der Gesellschaft dieses lästigen Menschen. Er rannte mir spornstreichs nach, straukelte, wie wenn seine Beine ihn nicht hätten weiter tragen können, und lehnte sich an einen Gaslatenleber.

Ich hatte mich umgedreht. Einen Augenblick übermannte mich das Mitleid, aber der verdammte Zeitungsartikel hatte es mir angethan. Ich machte schleunigst kehrt und begab mich nach Hause.

Ich schlief diese Nacht nicht besonders gut; das todtblasse, traurige Gesicht des armen jungen Mannes verfolgte mich auch im Traume. Am nächsten Tage hatte ich bereits die ganze Geschichte vergessen. Die Nacht darauf träumte ich nicht mehr von meinem Landsmann. Um so schrecklicher war es für mich, als ich beim Morgenkaffee unter „Lokalnachrichten“ folgende kurze Notiz las:

„Gestern wurde im Thiergarten ein etwa fünf-

undzwanzigjähriger Mann an einem Baume aufgehängt gefunden. Es ist ein Franzose, Jacques Baudin aus Sedan. Gegen Mittag erschien in der bisherigen Wohnung des jungen Mannes, wo dieser, wahrscheinlich, weil er zum Ersten die Miete nicht hatte bezahlen können, seit Tagen sich nicht hatte sehen lassen, der Geldbrieffräger mit einer aus der Heimath Baudins abgeschickten Anweisung auf zwanzig Francs.“



Die Thier- und Menschensprache.

Von W. Knaak.

Formalis — allerdings von den Segnern der Wissenschaft auch noch in der Gegenwart — wurde und wird die Sprache des Menschen für eine übernatürliche Schöpfung und als ein besonderes Gnadengeschenk angesehen. Wer zur Zeit des Giordano Bruno von dem Vorhandensein einer Thiersprache öffentlich geäußert oder darüber geschrieben hätte, wäre auch, wie der genannte Gelehrte, sicherlich verbrannt worden! Freilich wäre damit die Sprache der Thiere nicht aus der Welt geschafft worden, es sei denn, daß man sämtliche Thiere dem bösen Moloch geopfert hätte.

Die Wissenschaft, die dem Glauben an besondere übernatürliche Gnadengeschenke das Grab bereitet, lehrt uns, daß die Sprache ein natürlicher Organismus ist, dessen Entstehen, Wachstum, Veränderung usw. denselben Gesetzen unterliegt, welche für alle Lebewesen gelten, und wir wissen ferner, daß auch die Thiere ihre Sprache haben.

Wäre die Sprache ein besonderes Gnadengeschenk, so müßten wir uns über die ungleichmäßige Gnadenspende doch sehr wundern; denn es giebt Volksstämme, deren Sprache sehr dürftig und über einfache Lautgebenden nicht hinausgeht.

Die Sprache im Allgemeinen ist ein System von Zeichen zur Bezeichnung menschlicher Vorstellungen. Die heutige Lautsprache beruht also auf Zeichen, welche durch Uebereinkunft festgestellt worden sind. Sie setzt eine Art Natursprache voraus, mittelst welcher sich die Menschen über die Bedeutung dieser Zeichen vereinigt haben müssen. Der Naturmensch bekommt Eindrücke von außen und antwortet auf dieselben durch Bewegung aller Art. Die Lautreflexe sind nur eine besondere Art derselben, aus welcher sich allmählig die Lautsprache entwickelt. So verwandelt sich der Ausschrei des Schmerzes in ein Zeichen für den Schmerz, die Geberden des Zornes, der Ausruf des Staunens, der Ausdruck des Zweifels, der Freude, des Nachdenkens usw. in ein Mitteilungsmittel für diese Zustände des Menschen. Am ältesten sind wohl die Empfindungswörter: Ah! Oh! Ach! Ah! Au! Ei! Hu!

Die Laute stehen hier auf einer Linie mit den Mienen und Geberden.

In der Urzeit gebrauchte der Mensch, um sich verständlich zu machen, zunächst die Geberden- und Zeichensprache. Er schüttelte, wie wir noch, mit dem Kopfe („Nein!“ — oder um Staunen damit auszudrücken); nickte mit dem Kopfe („Ja!“), wies auf den Mund (essen und trinken), schüttelte dem Anderen die Hand (als Zeichen der Freundschaft und Liebe). Müßen wir uns doch noch so behelfen, wenn wir mit einem Menschen zu thun haben, dessen Sprache wir nicht verstehen, oder wenn wir schwer krank sind und die Sprache uns alsdann den Dienst versagt. Wie viele Sachen sich durch Zeichen und Bewegungen ausdrücken lassen, das können wir jetzt noch bei Ausführung einer „Pantomime“ beobachten. Im Alterthum gab es besonders geschickte Schauspieler dieser Art. Von einem König, der zur Zeit des Kaisers Nero in Rom war, wird erzählt, daß er nach dem Anblick der wundervollen Nachahmungen eines Pantomimen sich denselben als Geschenk erbat, um ihn bei seinen Verhandlungen mit anderen Nationen, deren Sprache er nicht kannte, gebrauchen zu können.

Die Reflexbewegungen nehmen aber weiter den Charakter einer Sprachbildung des Geschehenen und Gehörten an. Durch diese wird anfangs nur irgend eine Erscheinung, später jedoch der Gegenstand selbst,

dem diese Erscheinung zukommt, sinnbildlich dargestellt, z. B.: „plumps!“ — „wau, wau!“ — „miau!“ usw.

Wir erkennen hieraus, daß wir es auf der einen Seite mit Lautgebenden, auf der anderen mit Lautbildern zu thun haben. Beide haben die erste Verständigung unter den Naturmenschen bis zu einem gewissen Grade vermittelt und zugleich das Mittel zur weiteren Vervollkommnung der Lautsprache an die Hand gegeben.

Mit der weiteren Entwicklung des Menschen hielt die Entwicklung der Sprache gleichen Schritt. Die einzelnen Sprachen verhalten sich ganz wie die organischen Arten: sie sind ebenso wenig starre oder unveränderliche Gebilde, wie die Thier- und Pflanzenarten. Die Sprachen verändern und differenzieren sich unaufhörlich und durchlaufen denselben Wechsel wie die organischen Arten. Auch die Sprachen unterliegen, wie alle organischen Wesen, den Gesetzen der Entwicklung, des Werdens und Vergehens.

Der ausgezeichnete Sprachforscher A. Schleicher beweist uns sehr einleuchtend, daß die Darwinschen Grundsätze auf die Entwicklung der Sprache vollständig passen. Fast alle unsere europäischen Sprachen haben einen gemeinschaftlichen Ursprung; trotz ihrer Verschiedenheiten haben sie doch eine große Aehnlichkeit miteinander. Europa hat drei Sprachfamilien aufzuweisen, und zwar:

1. Die germanische oder deutsche. Zu dieser Familie gehören folgende Geschwistersprachen: „deutsch, holländisch, dänisch, schwedisch, englisch;“

2. die romanische oder lateinische Sprachfamilie. Zu dieser gehören die Geschwister: „lateinisch, griechisch, italienisch, französisch, spanisch usw.;“

3. die slawische oder russische Sprachfamilie. Zu dieser gehören die Geschwister: „polnisch, russisch, bulgarisch usw.“

Wie schon erwähnt, haben diese drei Sprachfamilien miteinander große Aehnlichkeit: Die Zahlen 1—100, die Bezeichnungen für Vater, Mutter, Bruder, Schwester usw. sind ähnlich.

Hieraus folgert man, daß die Völker, welche jetzt diese Sprache sprechen, vor geraumen Zeiten einer einzigen Menschenfamilie angehört, welche in Indien wohnte: denn die indische (Sanskrit) und die persische Sprache sind ebenfalls mit den europäischen Sprachen verwandt. Diese Völker umfaßt man mit dem gelehrten Namen: „Indo-Europäer“ (Indo-Germanen) oder „Arier“.

Von diesem Sprachstamme unterscheidet man andere, so den semitischen, zu welchem das Hebräische, das Arabische und andere orientalische Sprachen gehören.

Von der Ursprache also haben sich die verschiedenen Sprachen abgezweigt und sich im Laufe der Zeit zu besonderen selbstständigen Sprachen entwickelt. — Von der noch sehr dürftigen Sprache mittelst Lautgebenden und Lautbildern erhob man sich allmählig zu immer freieren Vergesellschaftungen zwischen Vorstellungen und Lautzeichen, d. h. zu solchen, bei denen zwischen Laut und Vorstellung kein innerer Zusammenhang besteht; so z. B. entstand statt des Lautausdrucks: „wau, wau“ das Wort „Hund“ in der deutschen Sprache. So entstanden allmählig Worte für Dinge, Gegenstände aller Art und ebenso auch Namen für abstrakte Dinge. Diese freien Verknüpfungen von Wort und Ding, Name und Gegenstand kamen jedoch keineswegs in willkürlicher Weise zustande, sie bildeten sich vielmehr auf dem durch Darwin aufgezeichneten Wege der natürlichen Auslese. Selbstverständlich bildeten sich beim Werden und Wachsen der Sprache für jedes Ding, für jede Vorstellung die mannigfaltigsten Bezeichnungen, welche miteinander in den Kampf ums Dasein traten, bis endlich die gegenwärtig gebräuchlichen Namen über die mit ihnen in Wettkampf tretenden Ausdrücke den Sieg davon trugen und zur allgemeinen Anerkennung gelangten.

Wie die Arten der Pflanzen und Thiere, so verändern sich auch im Laufe der Zeit die Sprachen. Wie sich eine und dieselbe Art verändert, beziehungsweise sich im Kampfe ums Dasein vervollkommnet, können wir deutlich wahrnehmen, wenn wir z. B. das Deutsch des Nibelungenliedes mit dem Deutsch

der Gegenwart vergleichen. Welche Veränderung bezüglich der äußeren Sprachform im Laufe von sechshundert Jahren!

Wie sich einzelne Wörter nicht bloß dem Laute, sondern auch dem Inhalte nach oft in kurzer Zeit verändern, mögen einige Beispiele zeigen: Das Wort der Gegenwart: „Busen“ wurde vor dreihundertfünfzig Jahren: „bosam“ vor sechshundert Jahren: „buosam“ und noch früher: „buosam“ geschrieben.

Das Wort „Bewußtsein“ oder „Befinnung“ schrieb Schiller „Besonnenheit“. Das Wort: „Uneigennützigkeit“ wurde zu Schillers Zeit „Aneignung“ geschrieben; ferner: für das heutige: „Hinzuneigung“ gebrauchte man zu Schillers Zeit: „Aneignung“, ferner statt: „Theilnahme“ gebrauchte man: „Theilnehmung“; statt: „Ereigniß“ — „Ereignung“, statt: „Anziehendes“ — „Anzügliches“, welches letztere in der Gegenwart einen ganz anderen Sinn angenommen hat.

Man rechnet für die merkbare Umbildung einer Sprache etwa fünfzehn Menschenalter. Innerhalb eines solchen Zeitraumes vollzog sich meistens die Umbildung der deutschen Sprache aus dem Alt- ins Mitteldeutsche und aus dem Mittel- ins Neuhochdeutsche. Die Veränderung der Sprachen geht mit der geistigen Entwicklung des Volkes Hand in Hand. Je schneller die Bildung eines Volkes fortschreitet, desto schneller verändert sich auch die Sprache, ja die Bedeutung der Worte. Je gebildeter das Volk, desto gebildeter die Sprache, und zwar hinsichtlich der äußeren als auch der inneren Sprachform. Der hörbare Laut einer gebildeten Sprache klingt angenehmer, lieblicher als der Laut einer unentwickelten, rohen Sprache. Die äußere Form steht mit der inneren in engster Beziehung, denn die äußere Sprachform bringt die innere zum Ausdruck, d. h. den Vorstellungsinhalt des Sprechenden. Sprechen ist lautes Denken. — In der Sprache ist ein dreifaches Element eingeschlossen: das Wort, der Gedanke, das Ding. Worte sind Zeichen der Gedanken und Namen der Dinge.

Die Sprache ist also die Fähigkeit des Menschen, seine Gedanken, sein Wollen und Fühlen, wie Empfindungen, Wünsche, Hoffnungen, Urtheile usw. durch hörbare Laute auszudrücken und mitzuthellen.

Da sich die Thiere untereinander auch verständigen, sich gegenseitige Mittheilungen machen, so müssen sie auch eine Sprache haben. Allerdings haben es die Thiere in ihrer Sprache bis jetzt noch nicht zur Phrase, zur bloßen Wortweisheit gebracht; sie halten sich lediglich an das Thatsächliche und drücken dies mit wenig Mitteln verständlich aus.

Nach dem amerikanischen Zoologen Garner, der sich die Ergründung der Affensprache zur besonderen Aufgabe machte, soll dieselbe aus acht bis zehn Haupttönen bestehen, die dreißig bis vierzig bestimmte Modulationen annehmen. Es soll sehr ergötzlich sein, die Bestürzung der Affen zu beobachten, wenn ein Mensch ihre Sprache genau nachahmt; auch der Hund und das Hühnervolk sehen sich erstaunt um, wenn man sich erlaubt, in ihrer Sprache zu reden. Der Hund soll, um Freude, Schmerz, Born, Zuneigung usw. kräftig zu geben, über fünfzehn Töne verfügen, die Frauen über vierzehn verschiedene Laute, das Kind über zweiundzwanzig, Tauben und Hühner über zwölf Laute. Die Thiere verfügen also nur über eine geringe Anzahl von Lauten.

Aber auch verschiedene niedere Menschenrassen behelfen sich mit einer sehr wortarmen Sprache. Tennent erzählt, daß sich die Beddabs auf Ceylon nur durch Zeichen und Gurgeltöne untereinander verständigen.

So viel über die Thier- und Menschensprache im Allgemeinen; über die Aneignung und den Gebrauch der Sprache, besonders der Muttersprache das nächste Mal.

Levins Geburt und Tod.

Kaum hatte Fürst Levin das Licht der Welt erblickt, so war sein ganzes Volk vor Freude ganz entzückt. Es zeigte, da es ihn im Dreißigsten verloren, sich ebenso entzückt, wie dort, da er geboren.

S. G. Niebermayer.

Die Seele im Mehlsack.

Eine Burleske. Von Ludwig Neufheim.

Sie hat mir stets Schwierigkeiten gemacht und mich an allen einträglichen Unternehmungen verhindert. Gleichwohl wußte ich nicht, daß sie es war, bis ich einmal dahinter kam. Und das ging so zu.

Ich bin, wie Sie wissen werden, Großhändler und bekam eines schönen Tages eine Schiffsladung Reis. Unglücklicherweise war jedoch dieses Produkt während der letzten Tage derart im Preise gefallen, daß ich die neue Sendung nicht veräußern konnte, ohne sehr empfindliche Verluste an meinen älteren Lagerbeständen zu erleiden.

Mein Procurist kam ins Komptoir und ich fragte, was er meinte, daß in diesem Falle am Besten wäre. Zurücksenden, das verboten schon allein die hohen Transportkosten, und einen weiteren Lagerraum mieten, das konnte sich bei dem billigen Preis dieser Waare nicht rentiren.

„Aber was thun?“

Rathlos sah ich den Procuristen an und dieser meinte nach einigem Nachdenken: „Um, das Klügste ist, die ganze Ladung ins Meer zu werfen!“

„Ins Meer?!“ rief ich entsetzt. Da fühlte ich ganz deutlich, wie es mir bis zum Halse heraufkrabbelte, und nun wußte ich, was es war. Die Blutpumpmaschine, gemeinlich Herz genannt, war es nicht, die pumpte immer noch ruhig an ihrem alten Plage weiter. Was mir so bedrückend in der Kehle saß, konnte nur meine Seele sein; sie war es auch, wie ich späterhin konstatiren konnte.

Ich rechnete ganz genau; für mich war es nur von Nutzen, wenn ich dem Vorschlage meines Procuristen folgte. Wie ich den Mund öffnete und ihm zustimmen will, da schwächte die vorlaute Seele ganz ohne mein Zutun: „Ach, es ist doch schade um die schöne Waare. Es giebt so viele arme Leute, schenken wir ihnen den Reis.“

Der Procurist zuckte die Achseln und meinte in seiner altbackenen Weise: „Wie Sie wollen. Die Folgen sind aber noch viel schlimmer, als wenn Sie ihn verkaufen!“

Ich wollte protestiren, aber die Seele hatte schon wieder das Wort ergriffen.

„Der Schaden ist so bedeutend nicht, jedenfalls wiegt er die Wohlthat, welche daraus entspringt, nicht auf.“

Der Procurist ging und ich blieb ganz hilflos zurück. Der Verstand schalt mich einen unverbesserlichen Dummkopf und die Seele schmeichelte mir, daß ich ein braver Kerl sei, mit einem vorzüglichen Herzen, und daß ich ein sehr gutes Werk gethan hätte.

Nun; es kam, wie mein Procurist gesagt hatte. Kein Mensch kaufte mehr Reis, da sie ihn geschenkt bekamen. Ich aber erhielt von meinen Geschäftsfreunden berechnigte Vorwürfe, denn das Geschäft in diesem Artikel war für einige Zeit vollständig zu Grunde gerichtet.

Selbstverständlich war ich ärgerlich darüber, ordentlich wüthend auf meine Seele. Denn ihr gab ich mit vollem Rechte Schuld, daß ich nicht nur dieses Mal, sondern auch schon früher in ähnlichen Fällen Ungeschicklichkeiten begangen hatte, welche mir nicht nur pekuniär schädlich waren, sondern überdies meinen Ruf als Kaufmann schmälerten. Meinem Verstand fehlte nichts, er war durchaus klar und berechnete jeden Vortheil, immer aber wenn es zur Ausführung ging, machte mir die vorwitzige Seele einen Strich durch die Rechnung.

Wie ich mich von diesem lästigen Dinge befreien konnte, wußte ich nicht, und dachte schon daran, einen Arzt um Rath zu fragen, da kam der glückliche Zufall mir zu Hilfe.

Siehe ich da im Komptoir und kalkulire, ob ich von einem Artikel zehn oder fünf und zwanzig Prozent Nutzen ziehen soll. Der Verstand natürlich war für fünf und zwanzig Prozent, die Seele, vordringlich wie immer, für zehn. Der Verstand rechnete, daß ich mit zehn nicht bestehen könne und, wenn diese Geschäftsweise wie bis jetzt weitergehe, in absehbarer

Zeit werde Konkurs anmelden müssen. Mir lief es bei diesem Gedanken heiß und kalt über den Rücken und ich dachte, ganz energische Mittel anzuwenden zu müssen, da klopfte es.

Auf dem Drehstuhl wandte ich mich der Thür zu; es kam ein Mann herein, ein ganz wunderlicher Jude. Vom Kopf bis zu den Füßen war er ganz grau und der schäbige Kasten war ihm viel zu lang, einen Theil desselben schleppte er hinter sich auf dem Boden nach und unter dem linken Arm trug er ein in grauwollenes Tuch gehülltes Paket. Ueber diesen Eindringling war ich ungehalten und wollte ihn scharf abfahren lassen, was mir ganz leicht geworden wäre, da meine Seele, weiß der Himmel in welchem Winkel meines Körpers, sich verkrochen hatte und sich mäusehinstill verhielt, aus Furcht jedenfalls. Der Graue kam rasch einen Schritt näher, nahm das Tuch von seinem Paket und zeigte nun einen gläsernen Sack her, indem er mit näselnder Stimme fragte:

„Haben Sie keine Seele zu verkaufen, gnädiger Herr!? — Ich zahle die besten Preise für getragene Seelen!“

„Wa — a —!“ Mir blieb das Wort im Munde stecken vor Ueberraschung. Nach einer Weile erst konnte ich fragen:

„Hab ich recht verstanden? — Mit Seelen handeln Sie? — Seit wann sind denn Seelen ein Handelsartikel geworden?“

Und er:

„O, schon seit undenklichen Zeiten! Ich habe aber eine neue Spezialität, Patentirt in allen Ländern. Ich betreibe das Geschäft schon einige Jahre, es geht so ziemlich, und bin in den besten Häusern eingeführt. — Nu? mach mer ä Geschäft?!“

Ich überlegte. Hier bot sich wirklich einmal Gelegenheit, die unbotmäßige Seele loszuwerden.

„Nun, was bezahlen Sie für eine gute Seele?“ fragte ich, und er dagegen mit einem verschmitzten Lächeln auf den dünnen Lippen:

„Ne gute? — müß' mer erst mal sehen.“

„Nun, ich würde nicht zu viel verlangen; nennen Sie einen Preis!“

Doch er bestand darauf, sie erst sehen zu wollen, und beruhigte mich auf meine zweifelnden Einwürfe mit der Versicherung, es ginge sehr leicht.

Darauf mußte ich den Mund schließen und er faßte meine kräftig entwickelte Nase fest mit der Hand. Etwas Nieswurz oder dergleichen mochte er mir in die Nase gebracht haben, denn plötzlich mußte ich heftig niesen und:

„Hab' sie schon!“ rief der Graue, hielt die Hand vorsichtig über eine Glasflasche, welche er dann rasch zutorkte.

Als ob ich innerlich vollständig ausgeleert worden wäre, so leicht war es mir. Der Graue setzte eine purpurrothe Brille auf die Nase und blickte aufmerksam in die Flasche.

„'s ist wirklich ä sehr gute Seele,“ sagte er, „da kann ich nicht viel geben dafür, wirklich nicht. Solche gute Seelen stehen sehr niedrig im Preise.“

„Ja,“ meinte ich verwundert, „können Sie die Seele auch sehen?“

„Freilich, — sehr gut! Sehen Sie nur diese Brille auf!“

Nichtig! Mit der rothen Brille auf der Nase sah ich etwas Dünnes, Langes sich in der Flasche bewegen, fast wie eine große Raupe anzusehen, welche in erschütterlicher Aufregung sich bald ausdehnte, bald zusammenzog und mich sehr traurig anblickte.

Was der Jude mir bot, war doch viel zu wenig für meine gute, solide Seele. Während ich mit ihm um einen höheren Preis feilschte, schlug er mir einen Tausch vor. Das kam mir gerade gelegen, denn ganz seelenlos wollte ich doch auch nicht umherlaufen. Als ich ihm zustimmte, zog er den gläsernen Sack heran und ich sah mit Hilfe der rothen Brille viel hundert Seelen von allen Sorten darin herum-schlängeln. Der Graue erklärte:

„Sehen Sie, die ruppige da drunten links, das ist die Seele eines Staatsmannes. Er ist jetzt a. D. und hat sie ungetauscht gegen die Seele eines Advokaten. Sie ist schon sehr abgebraucht, aber immer noch vorzüglich zu verwerthen, es ist mein bestes

und theuerstes Stück. Daneben, die wie eine Schnecke zusammengerollte, das ist die Seele einer Beischwester. Mit fünfzig Jahren heirathete sie und hat nun die einer Schauspielerin eingetauscht. Ihre Seele ist schon bestellt; ein etwas abgelebtes Fräulein will sich dieselbe zulegen, wenn sie nach dem Karneval noch keinen Gatten haben sollte. Auch die Seele eines Redakteurs habe ich da, doch diese ist wohl nichts für Sie. Dem früheren Besitzer war sie auch hinderlich, sie ist zu aufrichtig und stolz; drum verkaufte er sie, er braucht keine mehr. Aber hier diese Professorseele! Wie? — Meinen Sie nicht auch, daß sie geeignet wäre? — Sie ist sehr geschmeidig und anpassungsfähig! Wie?!

Sie sah aus, wie ein großer, magerer Regen-

wurm und wand sich blühschnell von einer Seite zur anderen. Doch in einem Winkel sah ich eine andere und jagte:

„Ach nein, diese paßt mir wohl nicht! Aber was ist die dürr dort für eine, die so faul am Boden hinriecht?“

„Ei, die! — Da haben Sie recht! — Das ist eine Prachtseele und würde sich vorzüglich für Sie eignen. — Nur etwas theuer, sehr theuer. Es ist aber eine Kommerzienrathseele. — Noch sehr gut auf einige Jahre zu tragen. Der ursprüngliche Besitzer ist kürzlich geabelt worden und hat sie deshalb ungetauscht gegen die eines abgehausten Barons! — Wollen Sie se?“

Sie war zwar sehr theuer, baare fünfhundert

Mark und keinen Pfennig weniger verlangte der Graue für das häßliche, abgebrauchte Ding und meine gute, schöne Seele noch obendrein. Sie that mir einen Moment wirklich leid. — Doch weshalb war sie immer so vorwichtig. Eine andere Seele mußte ich haben, somit blieb mir keine andere Wahl, als zu zahlen.

Vorsichtig, damit ihm keine entweiche, fischte er die verlangte aus dem Glasack, hieß mich den Mund öffnen und schob sie hinein. Bald fühlte ich, wie im Körper etwas Schleimiges herunterkroch, sich ein passendes Fleckchen suchte, wo sie sich jedenfalls niederlegte und schlief; wenigstens wurde ich niemals von ihr belästigt. — (Schluß folgt.)

Aus dem Papierkorb der Zeit.

Antigone. (Zu unserem Bilde.) Wohl keine der zahlreichen altgriechischen Sagen vermag an tieferschütternder Tragik sich dem Mythos zu vergleichen, der mit dem Herrscherstamm der Labdakiden, dem Königsstamm der Stadt Theben sich verknüpft.

Wie dieses, unaufhörlich verfolgt vom Haß der Götter, im grauenvollen Ende des Oedipus, des Vatermörders und Gatten der eigenen Mutter, seinen tiefsten Fall erlebte, das ist unlängst an dieser Stelle kurz geschildert worden. Allein mit dem Untergang des Oedipus und seiner Mutter Jokaste hatte sich das Schicksal des Hauses nicht erfüllt.

Verflucht vom eigenen Vater, den sie zur Stadt hinausgejagt, waren die beiden Söhne des Oedipus, Eteokles und Polyneikes in wildem Bruderkampf entbrannt und Einer durch des Anderen Hand gefallen.

Schien nun auch endlich Ruhe und Frieden im lange und schwer heimgesuchten Theben einzuziehen, so wurde doch der Tod der beiden feindlichen Brüder zur Ursache neuen Unglücks.

Während nämlich Kreon, der Bruder der Jokaste, Eteokles als König und Vertheidiger der Stadt mit allem Brunk befestigte, verbot er bei Todesstrafe, der Leiche des Vaterlandsverräthers Polyneikes die gleichen Ehren zu erweisen.

Dem aber widersehte sich Antigone, die Schwester des Verstorbenen. Treu dem geheiligten Gebot der Götter, das ihr mehr galt als Menschenurtheile, bedeckte sie den todtten Leib mit Erde und spendete ihm die vorgezeichneten Weihbegüßte.

Von Anfang an der Tragweite ihres Schrittes sich klar bewußt, gestand sie, als man sie gefangen vor den hochfahrenden Tyrannen schleppte, darum auch offen ihre That ein. Und stolz, eine echte, hochgefinnte Tochter ihres Vaters, mit dem sie einst freiwillig das Elend und die Trübsal der Verbannung theilte, stieg sie ins Grabgewölbe ihrer Ahnen, in dem der grausame und feige König sie einmauern ließ.

Wohl suchte dieser, eingeschüchtert von den dunklen Weissagungen des greisen Sehers Teiresias, bald das Geschehene ungeschehen zu machen, Antigone dem Tode zu entreißen.

Umsonst. Es war zu spät. Als man die Gruft erbrochen hatte — war die Gesuchte eine Leiche.

Mit ihrem Schleier hatte sie sich aufgehängt und so ihrem an Schmerz und Thränen überreichen Leben selbst ein Ziel gesetzt.

Kolonialpolitisches. Wenn einmal in späteren Zeiten die Geschichte des letzten Drittels unseres Jahrhunderts geschrieben werden wird, so muß zweifellos die Kolonialpolitik darin einen hervorragenden Platz einnehmen, insbesondere die politische Theilung des afrikanischen Kontinents, die ein besonderes Interesse erregen dürfte. Wertwürdige Dinge spielen sich da vor unieren Augen ab. Staaten, die nie an die Erwerbung überseeischer Besitzungen gedacht haben, treten als Kolonialmächte ersten Ranges auf, wenigstens wenn man die Fläche des beanspruchten Territoriums dabei als Maßstab annimmt. Der Flächenraum der Länder, welche Deutschland im Verlaufe der letzten zehn Jahre (1895 wurden diese Sätze geschrieben) theils als Kolonie, theils als Schutzgebiet erworben hat, wird zu etwa 5 1/2 Millionen Quadratkilometer berechnet, also fast zehnmal so viel, als die Größe des deutschen Reiches beträgt.

Das Gebiet des Kongostaates ist mehr als siebzig Mal so groß, als das Königreich Belgien. Die sogenannte erythraische (am Rothen Meer gelegene) Kolonie Italiens ist fast ebenso groß, als das Königreich selbst. Spanien macht im nordwestlichen Afrika allein Anspruch auf ein Territorium von 700 000 Quadratkilometern. Frankreichs Kolonien in Afrika, Asien, Amerika und in der Südsee umfassen 4 1/2 Millionen Quadratkilometer, davon allein 3 1/2 Millionen in Afrika; das Mutterland ist etwa 536 400 Quadratkilometer groß. Dabei ist ganz

abgesehen von den alten Kolonialstaaten Großbritannien, Holland und Portugal, von denen ersteres bei der Theilung Afrikas natürlich auch nicht zu kurz gekommen ist.

Der größte Theil dieser Länderereien ist, wenigstens was Afrika betrifft, nur ganz oberflächlich erforscht; immerhin weisen die Karten dieses Kontinents, im Vergleich etwa mit den vor zwanzig Jahren erschienenen, einen ganz bedeutenden und erfreulichen Fortschritt auf. Eigenthümlich berühren nur auf den modernen Karten die zahlreichen bunten Linien und Flächen, welche die Grenzen der Kolonien angeben sollen, Grenzen, die ohne jede Rücksicht auf wirtschaftliche, geographische und ethnographische Verhältnisse, rein zufällig entstanden sind. Wenn ein neuerer Forschungsreisender einige Tage früher in eine Gegend kam, als ein anderer, so zog er die Flagge seines Landes auf, und mit einem Schläge hatte sein Vaterland einige Tausend Quadratmeilen Terrain gewonnen.

Freilich, mit der Erhaltung und Entwicklung solcher Flächenräume geht es nicht so schnell, dazu bedarf es vieljähriger Opfer an Blut und Geld, und die Herren Aktionäre, die an Kolonialgesellschaften, sowie an Handels- und Plantagenunternehmungen theilhaftig sind, müssen wohl recht alt werden, ehe sie Dividenden einstecken können. Die schönen Zeiten der Sklaverei sind eben vorüber, während welcher England, Holland, Spanien und Portugal sich reich aus ihren Kolonien bereichern konnten. Vieljährige Arbeit und bedenkendes Anlagekapital sind heutzutage nöthig, damit die Entel die Früchte des Fleißes (?) und Unternehmungsgelüsts ihrer Vorfahren genießen können. Oskar Lorenz.

Gedankensplitter.

Bur Ausbildung von gemessenen Lebensformen, dessen, was man Anstand nennt, gehört Zeit, darum haben sie Naturvölker: Araber, Neger, Indianer und — die obersten Kastenklassen der Vorkulturvölker. — Innerhalb der Vorkultur ist in dieser Beziehung der Offizierstand besonders bevorzugt, dessen äußere und innere Lebensverhältnisse den hier in Betracht kommenden Eigenschaften am meisten entgegenkommen.

Verstand, Naturvölker und Kulturvölker.

Am meisten Unkraut trägt der fetteste Boden.

Shakespeare, Heinrich IV.

Das Wesen des Reichthums beruht in seiner Herrschaft über die Menschen. Austin.

Jeder denkt an sein Haus, Niemand an das Vaterland. Aus selbstsüchtigen Hausvätern entsteht ein schlechter Staat. Wo soll auch Gemeinfinn herkommen in einem Land, wo Jeder mit Privilegien schadert und auf den Nacken des Anderen zu treten sucht? Wo man einseitig Pflicht aufbürden will und nach Gesehen richtet, die nicht bekannt gemacht sind, und deren Seele wieder das Vordere zum Tode der Gerechtigkeit ist?

Ein Glück für die Despoten, daß die eine Hälfte der Menschen nicht denkt und die andere nicht fühlt.

Dem Eroberer sind die Menschen Schachfiguren und eine verwüstete Provinz ein Kohlenweiser. Mit wenigen Ausnahmen sind die großen Felder die großen Schandflecken des Menschengeschlechts. Selbst Miltiades hat seinen Charakter problematisch gelassen.

Die meisten beträchtlichen Güterbesitzer in allen Staaten sind Leute, die keinen Begriff haben von dem, was der Staat ist und was er von dem Bürger und der Bürger von ihm fordern kann und muß. Sie schreiten also grob pleonastisch einher und nehmen in ihren Annahmen den Stock, den Strick und die Bayonetspiße zu Hilfe, und glauben vielleicht gar, Alles, was sie damit können, sei auch Recht. Das nennen sie sehr passend ausübende Gewalt; denn von Gerechtigkeit ist selten ein Fünkchen dabei.

Das Resultat der Privilegien daher ist: Ihr sollt Alles thun, damit wir Alles haben; und wir bewilligen, daß ihr geben sollt. Seume.

Napoleon III. war sehr äbel auf seinen Better Napoleon Joseph Karl Bonaparte (auch Non-Non, oder der rothe Prinz genannt) zu sprechen. Als daher sein kleiner Sohn Lulu ihm nach dem Unterschied der beiden Worte accident (zufälliges Ereigniß, unglücklicher Zufall) und malheur (Unglück) fragte, antwortete der Herr Papa: „Wenn der Herr Better ins Meer fiel, so wäre das ein accident, wenn er aber wieder herauskäme, ein malheur.“

Schnitzel.

Die Drossel und der Biedehopf
Geriethen aneinander,
Der wohl im Wald von Beiden sei
Der Vogelschaar bekannter.

Die Drossel sprach: „Mein Spottgesang
Verschafft mir immer Achtung.
Du kannst nur häpfen und Dein Schopf
Kommt da nicht in Betrachtung.“

Der Biedehopf erhob das Haupt:
„Ich brauch nicht fremde Schminke,
Mich kennt der Wald, die ganze Welt —
Du fragst warum? — Ich stinke!“
Geist. v. Reber (Lyrisches Stizgenbuch)

Der Unglückliche.

A.: „Ich Armer bin zum Unglück geboren,
Verwandte und Freunde hab ich verloren.
Allein bin ich.“

B.: „Starben sie Alle zugleich?“

A.: „Sie leben, aber sie wurden reich.“

J. F. Cokell.

Mittel.

Beschwerlich war der Bettler Zahl,
Sie klagten über franke Glieder,
Man schickt sie in das Hospital
Und Keiner kam zum Betteln wieder.
Abraham Kästner.

Die erlaubte Rache.

Eine Rache ist süß, die nimmt an dem hämischen Tadel:
Kränke, wenn Du es kannst, ihn durch ein Meisterwerk todt.
A. B. Garoe.

An Mops.

Sei dumm!
Das wünscht ich dir zum neuen Jahr!
Warum?
Weil Dummheit in dem alten Jahr
So manchen Fels Glück gebar;
Darum
Sei dumm!
Christian Dan. Schubart.

Rechtsstudium.

Mein Sohn, Du hast, wie sich's gebührt,
Mit allem Fleiß das Recht studirt;
Doch um Prozesse gut zu führen,
Mußt Du die Richter nun studiren.
F. W. Senfer.

Was hilft es, der Gerechtigkeit die Augen zu verbinden,
Umsonst ist da das Band;
Wollt ihr sie besser binden,
So bindet ihr die Hand.
Z. N. Göt.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen wolle man an Herrn G. Macasay, Leipzig, Dörfstraße 14, richten.